

Weltkongress zur Integrativen Medizin

Bei welchen Erkrankungen lassen sich alternative Behandlungsmethoden und konventionelle Medizin besonders gut verbinden? Was kann die Komplementärmedizin der zunehmenden Antibiotikaresistenz entgegen setzen? Dies beantworteten die Experten auf dem ersten World Congress Integrative Medicine and Health in Berlin. Zum Kongress, der vom Institut für Sozialmedizin, Epidemiologie und Gesundheitsökonomie der Charité der Universitätsmedizin Berlin organisiert wurde, kamen über 800 Teilnehmer aus der ganzen Welt. Er bietet das derzeit umfassendste Forum auf dem Gebiet der komplementären und integrativen Medizin weltweit. Die Integrative Medizin versteht sich als Brücke zwischen schul- und komplementärmedizinischen Verfahren mit dem Ziel, die individuell beste Therapie für den Patienten zu finden und Nebenwirkungen soweit wie möglich zu reduzieren. So stand im Zentrum der gemeinsamen Arbeit in Vorbereitung auf den Kongress zudem die Entwicklung des Berlin-Agreement, das über den Rahmen und die Zielsetzung des Weltkongresses hinaus persönliche und gesellschaftliche Ziele formuliert, mit denen die Patientenversorgung weltweit verbessert werden soll. (Quelle: Charité Berlin)



Foto: sigrid rossmann / pixelio.deixelio.de

Verringert Tee Krebsrisiko?

Regelmäßiger Teekonsum bei Frauen wirkt sich positiv auf die Gene aus und kann das Krebsrisiko nachhaltig senken. Zu diesem Schluss kommen Forscher der Uppsala University in ihrer aktuellen Studie. Laut der Analyse verlangsamt Tee das Wachstum von Tumoren, hemmt Entzündungen und reguliert den Östrogenstoffwechsel. Die Veränderungen an Genen, die besonders häufig mit Krebs in Verbindung gebracht werden, sind nur bei Frauen festzustellen. „Frühere Studien zeigen, dass Teekonsum den Östrogenspiegel beeinflusst, was den möglichen Unterschied in der biologischen Reaktion von Männern und Frauen erklären könnte“, so Studienleiterin Weronica Ek. (Quelle: presstext)



Foto: Stephanie Hofschlaeger / pixelio.de

Kommunikation mit Krebspatienten

Wenn Krebspatienten außer einer schulmedizinischen Therapie auch komplementärmedizinische Maßnahmen wünschen, ist die Beratung hierzu schwierig: Ein Forscherteam aus den USA analysierte hierzu von 29 Studien aus den Jahren 2000 bis 2015. Das Team kam zu dem Ergebnis, dass besonders Onkologen aufgrund fehlender wissenschaftlicher Evidenz für die Wirksamkeit vieler komplementärmedizinischer Maßnahmen Probleme haben, diese zu empfehlen. Auch hätten viele Komplementärmediziner ein zu geringes schulmedizinisches Wissen, etwa zu Wechselwirkungen zwischen pflanzlichen Präparaten oder auch Krebsdiäten und konventionellen Therapien. Um die sichere Versorgung zu gewährleisten, sei eine quervernetzte Ausbildung für alle Versorger im Gesundheitssystem nötig, unabhängig davon, ob ein Arzt komplementärmedizinisch oder konventionell orientiert sei, fordern die Forscher. (Quelle: Stub T, Quandt SA, Arcury TA et al. Perception of risk and communication among conventional and complementary health care providers involving cancer patients' use of complementary therapies: a literature review. BMC Complementary and Alternative Medicine 2016;16:353)

Bärentraubenblätter bei Blasenentzündung

Bärentraubenblätter gelten seit Jahrhunderten als Heilpflanze mit positiver Wirkung gegen entzündliche Erkrankungen, doch fehlen bislang wissenschaftliche Beweise für ihre Wirksamkeit. Belastbare Daten will jetzt ein Forscherteam unter der Leitung des Instituts für Allgemeinmedizin der Universitätsmedizin Göttingen (UMG) gewinnen. In der klinischen Studie REGATTA (Reducing antibiotic use for uncomplicated urinary tract infection general practice by treatment with Uva Ursi – a comparative effectiveness Trial) untersuchen die Göttinger Forscher zusammen mit Kollegen an der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) und der Universität Bremen die Wirksamkeit des Bärentraubenblätterextrakts in der Behandlung von Blasenentzündungen bei Frauen im Vergleich mit dem Antibiotikum Fosfomycin. An der Studie beteiligen sich 38 Hausarztpraxen in Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Bremen mit ihren Patientinnen. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert die Studie mit 1,5 Millionen Euro. (Quelle: Universitätsmedizin Göttingen)